VATERS MEER

DENIZ UTLU

ROMAN



SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5455

Yunus ist dreizehn, als sein Vater nach zwei Schlaganfällen nahezu vollständig gelähmt ist und nicht mehr sprechen kann. Zehn Jahre wird er von Yunus' Mutter gepflegt. Nach seinem Tod versucht Yunus, sich der Lebensgeschichte seines Vaters anzunähern: Er ruft Erlebnisse und Gespräche mit ihm aus seiner Kindheit wach, und wenn die Erinnerung Lücken aufweist, leuchten in seiner Fantasie Bilder auf, die die Leerstellen füllen. Sie fügen sich zu dem warmherzigen Porträt eines Mannes, der mit lauter Stimme lachte, auf Arabisch fluchte, der häufig abwesend und leicht reizbar war und der einst aus Mardin nahe der türkisch-syrischen Grenze nach Istanbul ging, den Militärputsch miterlebte und schließlich nach Deutschland kam.

> »Das gehört zum Intimsten und Berührendsten, was man lesen kann. (…) Deniz Utlu zählt zu den interessantesten Stimmen seiner Generation.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Deniz Utlu, geboren 1983 in Hannover, studierte Volkswirtschaftslehre in Berlin und Paris. 2014 veröffentlichte er seinen ersten Roman, *Die Ungehaltenen*, 2019 erschien sein zweiter Roman, *Gegen Morgen*. Für *Vaters Meer* erhielt er den Bayerischen Buchpreis 2023 und den Preis der LiteraTour Nord 2024.

Deniz Utlu

VATERS MEER

Roman

Suhrkamp

2. Auflage 2025

Erste Auflage 2024
suhrkamp taschenbuch 5455
© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2023
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagfoto: Mathias Reding
Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbeke Naumann Thoben, Köln
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47455-6

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

VATERS MEER

Für Sevim Öztimur Utlu, von der ich lernte.
Auch, dass es im Leben kein Aufgeben gibt.

Ich brauchte lange, bis ich begriff, woher er kam.

Antoine de Saint-Exupéry, *Der kleine Prinz*

UNSER NAME

Unser Name ist bedeutungslos, sagte Vater. Ein Name, den ein Beamter seinem Vater, also meinem Großvater, gegeben habe. Vater sagte: Viele Namen aus der Zeit, in der die Türkei die Nachnamen einführte, gehen auf die Launen geistloser Beamter zurück. Auch sind erstaunlich viele Menschen damals offiziell am 1. Januar geboren. Ganz einfach. Name: Stein. Geburtsdatum: 1.1.
Aber unser wahrer Name ist schön, sagte er. Irgendwann werde er diesen Namen in seinen Pass eintragen lassen, und dann hätten wir einen neuen, nämlich unseren alten und wahren Namen. Wie lautet er?, fragte ich. In meiner Erinnerung gingen wir spazieren, die Sonne schien durch wassergrüne Blätter, da war ein See in der Stadt. Vater sagte: Beyt Haydo, das ist unser wahrer Name. Was bedeutet er? Vater lachte, es war dieses tiefe Lachen aus seiner Kehle. Banditen, sagte er, und das schien ihn ungemein zu freuen. Auch mich freute das. Ich hatte einen geheimen Namen. Er gehörte Banditen.

Einige Zeit später sah ich, bei einer Buchvorstellung in der Aula unserer Schule, zum ersten Mal einen Schriftsteller und konnte es kaum fassen. Für mich gehörte so jemand zu höheren, nahezu unsterblichen Wesen. Sie waren nicht aus Fleisch und Blut, womöglich sogar nicht irdischen Ursprungs, ihre Worte hatten mit Gravitation und Sternen zu tun, mit Licht und Dunkelheit. Wir, mehrere Hundert Kinder, betrachteten diesen Mann auf der

Bühne unserer Aula. Er hatte tatsächlich etwas Außerirdisches an sich. Das dünne, blonde Haar fiel auf den Kragen seines Trenchcoats. Die Beine hatte er übergeschlagen. Er machte auf mich den Eindruck, dass die Kinder, für die er doch schrieb, ihm gleichgültig blieben. Womöglich verfasste er diese Texte gar nicht für sie, oder nicht für jene, die hier vor ihm saßen, sondern für noch Ungeborene oder längst Verstorbene.
Zu Hause erzählte ich Vater, dass ich dieses Buch über Räuberhelden im mittelalterlichen England lesen wolle. Das graue Licht schimmerte durch die Glastür des Balkons, vor der Vater stand und hinausschaute, er antwortete, dass ich keinen Grund hätte, von den halbgaren, letztlich gestohlenen Erzählungen des Westens beeindruckt zu sein. Aber ich will sie gerne lesen, sagte ich. Das ist Schwachsinn, rief Vater. Ich bräuchte solche Märchen nicht, die mich vor falschen Götzen knien ließen, in mich selbst sollte ich blicken, dort lägen die Geschichten vergraben.

Mutter sagte: Alles ist für den Menschen. Das galt für Mandelentzündungen, Windpocken, Durchfall und Liebeskummer – alles für die Menschen. Wer bestimmt das?, fragte ich. Gott. Warum hat Gott das so gewollt? Wir brauchen Mandelentzündungen, damit wir glücklich sind, wenn wir morgens aufwachen und schmerzfrei schlucken.
Alles für die Menschen galt auch für Autounfälle, Fahrradunfälle und Unfälle im Haushalt. Es galt nicht für Erdbeben und Flugzeugabstürze, zumindest sagte Mutter es dann nicht. Es galt auch nicht für das Stürzen von der Leiter, wenn man allein zu Hause war, denn Einsamkeit sei nur für Gott, nicht aber für Menschen, deshalb habe Gott erst die Tiere für Adam geschaffen und dann, als es nichts an der Einsamkeit änderte, seinesgleichen. Es galt auch nicht für eine Mittelohrentzündung, wenn man trotz emp-

findlicher Ohren tauchte. Aber es galt für Fieber und Erkältungen, und das war hilfreich. Denn was für die Menschen bestimmt war, das ertrug ich leichter als die Dinge, die nicht für die Menschen waren. Vaters erstes Fallen war für die Menschen. Vaters zweites Fallen war ein Erdbeben.

Aus mir würde kein Muslim mehr werden, aber das sei seine Schuld und nicht meine. Am Tag des Jüngsten Gerichts müsse Vater Rechenschaft ablegen vor Gott, weshalb er sich keine Zeit für mich genommen habe, sodass ich von unserem Glauben abgekommen sei, ihn nie erlernt oder auch nur verstanden hätte. Er werde irgendwann sterben, und auch meine Mutter könne nicht ewig leben, und dann gebe es nichts mehr, was mich mit unserem Glauben verbinde. Selbst wenn ich mir einiges selbst beibringen, den Koran lesen, die Biografie des Propheten studieren würde, wäre das wohl kaum der Islam, wie er, mein Vater, ihn auch schon seit langem, seit Jahrzehnten, nicht mehr praktiziere. Wir liefen gerade am Zaun des Hofs meiner Grundschule entlang, das Klettergerüst, auf dem in den Pausen die Mädchen turnten, stand verlassen da. Was Vater sagte, kam mir schrecklich vor. Während wir zusammen die Straße in Richtung Kreuzung hinunterliefen, wo wir in die Kollenrodtstraße abbiegen würden, sagte er, dass selbst dann, wenn ich es schaffen würde, an die Religion meiner Eltern anzuknüpfen, meine Kinder dies nicht tun würden. Vater sagte: Ich habe es nicht besser gewusst und nichts dafür getan, es zu verhindern, aber hier, in Deutschland, reißt die Kette unserer Kultur. In dem Moment flogen schwarze Vögel auf und zogen über das Dach der Schule. Ich fragte meinen Vater, welche Religion Tiere hätten, waren sie auch Muslime? Natürlich, sagte Vater, alle Tiere sind Muslime, sie kommen auf direktem Wege ins Paradies, wenn sie sterben. Einzig der Mensch wird geprüft, indem er über

einen haardünnen Faden balancieren muss und nur mit reinem Herzen die Hilfe der Engel bekommt. Aber die Herzen aller Tiere sind rein, deshalb müssen sie nicht geprüft werden. Werden mir die Engel auf diesem Faden nicht mehr helfen, wenn ich unsere Religion vergesse? Doch, sagte Vater, auch dein Herz ist rein, und die Engel werden dir helfen. Er hingegen, er, mein Vater, werde vermutlich fallen.

Er werde nicht immer da sein, so sei es nun einmal für die Menschen bestimmt. Er sagte: Im besten Fall sterben die Eltern vor den Kindern, und ihre Aufgabe ist es, die Kinder darauf vorzubereiten, deshalb wirst du beschnitten.
Ich habe ein Bild von meiner Vorhaut, dessen Richtigkeit unwahrscheinlich ist, nämlich, dass sie von zwei winzigen weißen Knochen, die ein Kreuz bilden, aufgehalten wird. Ich meine Vater damals gefragt zu haben, was es mit diesen Knochen auf sich habe – immerhin handelte es sich um die einzigen nicht von Haut und Fleisch verdeckten, also für mich sichtbaren Knochen meines Körpers. In diesem Gespräch, das womöglich niemals stattgefunden hat, sagte Vater: Das ist unwichtig, das kommt ohnehin bald alles weg, ein unumgänglicher Schritt, um ein Mann zu werden. Aber bin ich kein Mann? Nein, du bist ein Kind. Und nach der Beschneidung werde ich ein Mann sein? Richtig, das heiße aber nicht, dass ich dann nichts mehr zu lernen hätte, im Gegenteil, es sei nur der Beginn meines Lebens als Mann. Tut das weh? Sehr, sagte Vater, das Schmerzhafteste, was ein Mensch erfahren kann, nur ein Kind zu bekommen, ist wohl heftiger. Wenn ich das hinter mich gebracht hätte, müsse ich nichts mehr fürchten und könne mich allen Herausforderungen des Lebens stellen. Vorerst sei er für mich da und bewahre mich.

Vater sagte, er verachte Cowboys. Er sagte das, wenn wir an Samstagen Western im Fernsehen schauten. Vater sagte: Die Kommunisten sind Idioten. Vater sagte: Du kannst Millionär werden, wenn du wirklich willst. Er sagte: Gewalt ist nicht gut, aber wenn du in so eine Situation gerätst, musst du schnell reagieren. Er sagte: Deine Mutter ist die bessere Mathematikerin, auch wenn ich der Ingenieur bin. Er sagte: Deine Mutter opfert sich für dich auf, weißt du das zu schätzen? Er sagte: Du schadest dir selbst, wenn du eingeschnappt bist und auf eine Geburtstagsfeier verzichtest. Er sagte: Du lebst zwischen zwei Wattebällchen, ich bin im Dreck der Gassen meiner Stadt aufgewachsen.
Er sprach mit mir über Begehren, sagte, nichts sei besser, als mit einer Frau zu schlafen, von der man wochen- oder monatelang geträumt habe. Ich sagte ihm, dass ich die Augenbrauen der Frau im Film, den wir zuletzt gemeinsam gesehen hatten, so schön fand und mich fragte, wie sie wohl nackt aussehe. Er sagte: Eleganz zeigt sich nicht an Nacktheit, sondern an ausgewählter Kleidung, der Art, wie sich jemand bewegt, und an den Worten.

In den zehn Jahren, in denen mein Vater nur noch mit den Augen sprechen konnte und nicht mehr mit dem Mund, in den Jahren nach seinem Fallen, sprach ich nur noch auf Türkisch zu ihm. Ich hob die Stimme, damit er mich hörte. Sein Türkisch war in gewisser Weise mein Deutsch, und mein Türkisch so gesehen sein Arabisch. Die Sprache, die uns mit unserer Mutter verband und die eine andere Sprache war als die, mit der wir durchs Leben schritten und nach uns selbst suchten. Deutsch war die dritte herznahe Sprache, über die mein Vater verfügte, immerhin war er in seinen Zwanzigern nach Deutschland gekommen und hatte den Großteil seines Lebens hier verbracht. In den Jahren des Alleinseins in Deutschland, stelle ich mir vor, hatte Vater fast

gar nicht gesprochen, doch wenn er sprach, muss das Deutsch gewesen sein. Es war also auch die Sprache seiner Einsamkeit und saß vielleicht dort, wo Schriftsteller auf ihre Schreibsprache stoßen. Auch ich erlernte irgendwann eine dritte herznahe Sprache, nämlich in den Monaten in Paris, nach Vaters Tod. Aber Französisch blieb eine Fremdsprache für mich, wenn auch eine mir nahe, eine, in der die Stimme meines Vaters mitklingt. Denn ich erinnere mich, wie gerne mein Vater französisch gesprochen und wie er sich einmal bemüht hatte, mir einige Wörter beizubringen. Wir waren nach Disneyland in Paris gefahren, meine Eltern, ich und eine weitere Familie mit ihren zwei Kindern. Eine furchtbare Reise. Meine Eltern hatten sich zerstritten, und mein Vater weigerte sich, in Paris zu übernachten, und so waren alle erschöpft und am Ende ihrer Nerven gewesen. Für eine kurze Rast hatten wir im bereits abenddunklen Paris gehalten. Vater und ich liefen eine Straße hinunter, und ich war fasziniert von den Gebäuden, die aus einer anderen Zeit stammten. Für ein Kind, das in Hannover in einem Nachkriegsbau aufwuchs, in jener Stadt also, die im Zweiten Weltkrieg zu neunzig Prozent zerstört worden war, bargen diese Häuser etwas Fantastisches. Viel mehr jedenfalls als Disneyland, wo es vor jedem Zauber einen Ticketschalter gab und in der Feenburg nur Souvenirläden mit Etiketten, Kassen, Quittungen und anderen Symbolen beleidigender Profanität und Entzauberung. Wo du hinsiehst, Geschichte, sagte Vater, als wir durch diese Straße spazierten. In der Nähe war die Trasse der Metro zu sehen, und später, als ich in Paris lebte, suchte ich in der Gegend um Bir-Hakeim nach dieser Gasse, durch die ich mit meinem Vater gelaufen war. Uns rannte damals ein Junge entgegen, etwa in meinem Alter, er hatte krauses Haar, war dunkler als ich und sah uns ängstlich an, mein Vater machte ihm Platz und gab ein Zeichen, dass er sich nicht zu fürchten brauche, dass

dieser Mann mit seinem Sohn nachts in einer leergefegten Gasse von Paris völlig ungefährlich war. Der Junge rannte an uns vorbei. Warum hatte er Angst?, fragte ich Vater. Hättest du keine, fragte er mich, nachts alleine? Ich dachte, Franzosen sind hellhäutig und haben glattes Haar, sagte ich. Und Vater antwortete, dass der Junge so wie ich sei, nur dass seine Eltern vermutlich aus Algerien gekommen waren und er in Frankreich lebe und meine Eltern aus der Türkei und ich in Deutschland, aber letztlich sei er wie ich. Fortan verband ich diesen Jungen mit Paris, und nichts symbolisierte für mich das Frankreich meiner Zeit mehr als ein arabisches Kind, nachts allein in einer Gasse, umringt von erhabenen Häusern aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Ein andermal auf dieser Reise, auf den Rolltreppen zu den Eingangsschaltern des Vergnügungsparks, las Vater mit mir die Wörter auf den Schildern: Bienvenue, Entrée. Ich wunderte mich über die Buchstaben, die nicht ausgesprochen wurden. Aber Vater erklärte, daran sei nichts seltsam, es reiche, die stummen Buchstaben mitzudenken, und schon verändere sich der Klang. Vielleicht hatte er mit dieser kurzen Lehreinheit, bei der es gar nicht darum ging, zu lehren, sondern vielmehr darum, etwas miteinander zu teilen, die Struktur in mir angelegt für eine weitere Sprache, eine Vatersprache. Womöglich war das einer der Gründe, weshalb ich später, nach seinem Tod, in wenigen Wochen Französisch lernte und mich in meinen schlaflosen Nächten im Quartier Latin wenig mehr beruhigte als die Stimme Albert Camus'. Fast jede Nacht hörte ich die Aufnahme einer Radiosendung aus dem Jahr 1943, in der er Seite für Seite mit einer festen und sicheren, aber nicht unnahbaren Aussprache seinen ersten Roman *L'Étranger* eingelesen hatte.

Die eine, einzige Frage, die ich meinem Vater stellte, als er nur noch mit den Augen sprach, bezog sich auf die Sprache seiner Mutter. Sprach Großmutter Türkisch? Vaters Augen blickten nach oben, was Nein bedeutete. Sprach sie Arabisch? Vater schloss die Augen für einen Moment, sein stimmloses Ja. War sie Araberin? Vaters Augen zeigten nach oben. Kurdin? Vater schloss die Augen. Sprach sie Kurdisch? Vaters Augen zeigten nach oben.
So glaubte ich, verstanden zu haben, dass meine Großmutter, die ich nur ein einziges Mal gesehen hatte, nämlich bei meiner ersten Reise nach Mardin, Kurdin war, die aber weder Kurdisch noch Türkisch sprach, die niemals lesen oder schreiben gelernt hatte und deren Muttersprache Arabisch war. Mutter sagte, es sei fraglich, dass mein Vater mich richtig verstanden hätte. Ich hatte meinem Vater diese Frage Ende der neunziger Jahre gestellt. Der Bürgerkrieg in der Türkei hatte seinen Zenit gerade überschritten und auch in unserer Wohnung in Hannover für heftige Ausbrüche gesorgt. Politische Auseinandersetzungen, bei denen meine Mutter von Separatismus sprach und ich von Auflehnung. Der Konflikt in der Türkei reichte bis in unsere Küche, ohne dass es dabei je um den ethnischen Ursprung unserer Familie ging, denn das war nie Thema gewesen. Das Wort Kurde hatte ich zum ersten Mal in der Tagesschau gehört.

In dem Sommer, in dem mein Vater zwei Mal fiel, lernte ich Gitarre spielen. Auch vorher hatte es Versuche gegeben. Ich muss etwa zehn Jahre alt gewesen sein, als meine Eltern mir im Musikfachgeschäft Bornemann in der Königstraße eine Akustikgitarre kauften, auf der ich heute noch spiele. Ich erinnere mich genau, dass es eine Gitarre für dreihundert Mark und eine für fünfhundert gab, der Verkäufer sagte, man müsse spüren, welche Gitarre zu einem gehöre, und ich bildete mir eine tiefe Verbindung zu der

500-Mark-Gitarre ein. Mein Vater, der niemals auch nur einen Pfennig zu viel ausgab, dessen deutsche Lieblingsredewendung lautete, Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert, atmete tief ein und zählte die fünf Scheine auf den Tresen des aus seiner Sicht gewieft, aus meiner Sicht wohlwollend lächelnden Verkäufers. So standen meine Eltern zwischen lauter Musikinstrumenten wie in einem Garten und schauten sich um, als wären Pflanzen gewachsen, die sie nicht kannten, aber über die sie sich verhalten freuten. Ich fühlte mich dort wohler als in einem Spielzeuggeschäft und wäre am liebsten geblieben, nur die Fähigkeit, all diese Instrumente zu spielen, fehlte mir noch.

Eigentlich kann ich mich nicht genau erinnern, ob mein Vater wirklich tief einatmete angesichts der fünf statt drei Scheine, es könnte sein, dass er an jenem Tag, in diesem Musikgarten, voller Liebe und Freude fünfhundert Mark zahlte und auch keine Scheu vor tausend gehabt hätte. Er sagte mir, dass er es bereue, niemals ein Instrument gelernt zu haben, ein Musikinstrument sei etwas, was einen ein Leben lang begleite. Ein paar Jahre Unterricht oder ein wenig Mühe, sich selbst ein paar Töne beizubringen, und schon begleite einen die Musik ein ganzes Leben, sechzig, siebzig, achtzig Jahre lang. Ich stellte mir Musik als eine Gefährtin vor, die einem nicht von der Seite weicht, wenn man sie einmal verstanden hat. Eine Sprache, ein Mensch, sagte Vater. Ein Instrument, ein Freund.

Bevor mein Vater fiel, lernte ich zwei Lieder auf der Gitarre. Letztlich nur eines, denn das erste war lediglich die Blues-Kadenz, die sich auf leeren Saiten spielen lässt. Das zweite und also im Grunde einzige Lied war *When The Saints Go Marching In*. Mein Vater liebte es. Entweder das Lied oder mein Spiel, genau erfuhr ich das nie. Ich vermute beides, denn mein Versuch, *Der Mond ist aufgegangen* zu lernen, ließ ihn kalt. Andererseits liebte er es